



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sie berechtigt hätte, den Sohn zugleich Bruder zu nennen, ist nichts bekannt.“ Dabei wissen wir aus der Geschichte dieses Rolf Krake (Hrólfs saga kraka), die im ersten Bande der Fornaldarsögur gedruckt ist, daß König Helge mit Oluf die Yrsa erzeugte und später diese letztere, also seine eigne Tochter, ohne sie zu kennen, zur Frau nahm. Diese Yrsa gebär ihm den Rolf, der mithin thatsächlich sowohl ihr Sohn als ihr Bruder war.

Das Vorstehende wird zur Charakteristik des Buches genügen. Eigentlich ist es diese lange Besprechung nicht wert, aber es schien nötig, an dem Dilettantismus einmal ein warnendes Exempel zu statuiren. Ob es hilft, ist freilich fraglich: wir erleben es vielleicht noch, daß die Reklame auch dieses Opus des „großen Mannes“, dem Homer, Sophokles, Dante und Shakespeare „die Hände reichen“, als eine Musterleistung deutscher Übersetzungskunst und deutscher Gelehrsamkeit herausstreicht.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ein Prachtwerk zur Geschichte der Handwerkerinnungen. Vor uns liegt ein reich ausgestatteter Großquartband, prächtig gedruckt und mit 27 Tafeln in Lichtdruck geschmückt: Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau. Nach Balthaser Behems Codex picturatus in der k. k. Jagellonischen Bibliothek herausgegeben von Bruno Bucher. Wien, Carl Gerolds Sohn, 1889. Auch nur in dem Bande zu blättern ist schon eine Lust. Die Lichtdrucke geben Miniaturen eines Krakauer Meisters aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts wieder, welche die einzelnen Gewerbe: Bäcker, Schneider, Riemer, Goldschmiede u. s. w. bei ihrer Thätigkeit zeigen. Derartige Cyklen von Handwerkerdarstellungen giebt es aus späterer Zeit, aus dem siebzehnten Jahrhundert, mehrfach, in Holzschnitt- und Kupferstichwerken; aus so früher Zeit aber war bisher wohl hie und da eine vereinzelte Darstellung bekannt geworden, eine so vollzählige Reihe aber lag nirgends vor. Diese Bilder gewähren die anziehendsten Einblicke in die Thätigkeit der damaligen Handwerker, aber auch in die Sitten, die Trachten der Zeit und der Stadt, der sie entstammen, und sind dabei so reich an launigen Zügen aller Art, daß auch der, der gar kein gelehrtes Interesse für das Buch mitbrächte, sie mit wahrem Vergnügen betrachten würde. Die schöne, stattliche Veröffentlichung ist aber auch in ihrem Text ein wichtiger Beitrag zur deutschen Handwerksgeschichte.

Die Krakauer Universitätsbibliothek verwahrt unter ihren Handschriften auch eine mit Miniaturen geschmückte Handschrift aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts. Es ist ein prachtvolles Kopialbuch, worin der damalige Stadtschreiber von Krakau, Balthaser Behm, die Privilegien der Stadt, die Eidesformeln der Ratsmänner, Zunftältesten u., die sogenannte „Willfür“, d. h. die

Polizeiordnungen der Stadt (Baupolizei, Wohlfahrtspolizei, Luxuspolizei u. f. w.), und endlich die Artikel der städtischen Zünfte — hier „Rechen“ genannt — in den ältesten damals vorliegenden Fassungen, zu bequemer Benutzung für den Rat und um nicht immer die Originale hervorsuchen zu müssen, gesammelt hat. Derartige Kopialbücher sind aller Orten, bald so, bald so, angelegt worden. Im Leipziger Ratsarchiv z. B. giebt es aus dem sechzehnten Jahrhundert für die vier genannten Gebiete vier gesonderte Bücher: ein Privilegibuch, eine „Willfür“, ein Eidsbuch und ein Zunftbuch. Das Krakauer zeichnet sich aus durch die verhältnismäßig alte Fassung, in der die Zunftordnungen darin vorliegen — die meisten stammen aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert —, und durch den erwähnten Bilderschmuck, mit dem ein unbekannter gleichzeitiger Maler den Sammelband versehen hat.

Die Handschrift hat schon vielfach die Aufmerksamkeit der Kunst- wie der Kulturhistoriker auf sich gezogen. Sowohl von den Miniaturen wie von dem Text sind wiederholt Proben und Bruchstücke mehr oder weniger gut und zuverlässig veröffentlicht worden. Eine vollständige, getreue, ihrem Werte entsprechende Publikation derjenigen Teile aber, die mehr als ortsgeschichtliche, die allgemeinhittengeschichtliche Bedeutung haben, fehlte bisher, und so war es denn ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, dem k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie dieses schöne Werk als Angebinde zu seiner Jubelfeier darzubringen. Der Preis (20 Mark) ist im Vergleich zu der Ausstattung des Werkes, namentlich zu seinem Bilderschmuck, äußerst niedrig und wohl nur durch das fördernde Eingreifen der Handels- und Gewerbekammer für Niederösterreich ermöglicht worden.

Das Werk enthält den vollständigen Abdruck der „Willfür“ und sämtlicher Zunftordnungen der Handschrift in ihrer ursprünglichen deutschen, lateinischen oder polnischen Fassung (die letztere mit deutscher Uebersetzung). Bei weitem das meiste ist in deutscher Sprache abgefaßt. War doch Krakau damals eine vorwiegend deutsche Stadt; hatte sie doch seit 1252 das Magdeburger Stadtrecht angenommen, deutsche Einwanderer bildeten in ihr das eigentliche Bürgertum. Wo das polnische Element hineinspielt, bietet das Werk gleichzeitig sprachgeschichtliches Interesse; polonisiertes Deutsch und germanisiertes Polnisch gehen vielfach durcheinander, namentlich fallen deutsche Bezeichnungen als Lehnwörter im Polnischen auf. Der Abdruck sucht die Handschrift mit allen orthographischen Eigentümlichkeiten, namentlich auch mit allen Abkürzungen, wiederzugeben und geht hierin vielleicht etwas zu weit. Wenn wir auch nicht der Methode gewisser Publikationen das Wort reden wollen, die die mittelalterlichen Urkunden in einer künstlich und mit tausend Willkürlichkeiten zurechtgemachten Orthographie wiedergeben, die es nie und nirgends gegeben hat und die von den Originalen oft nicht die leiseste Vorstellung giebt, so empfiehlt es sich doch — namentlich im Lateinischen —, die Abkürzungen aufzulösen und die krausen orthographischen Auswüchse der Zeit, z. B. die gehäuftesten Doppelkonsonanten (ffigulorum u. ähnl.) zu beseitigen. Doch das ist eine Kleinigkeit, auf die schließlich herzlich wenig ankommt. Solange Urkunden veröffentlicht werden, wird in diesen Dingen keine Einigkeit erzielt werden, und es ist auch nicht nötig. Es ist nicht einzusehen, weshalb nicht ein kleiner Bruchteil der unsäglichen Mühe, die es kostet, eine Handschrift aus dem fünfzehnten oder dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts für den Druck vorzubereiten, auch der zu schmecken bekommen soll, der dann den schönen, sauberen, bequemen Abdruck als Quelle für geschichtliche Arbeiten benutzt. In einer vortrefflich geschriebenen Einleitung hat der Herausgeber über die Beschaffenheit der Handschrift Mitteilungen gemacht, die Miniaturen sorgfältig beschrieben und den Inhalt der Urkunden, zugleich im Hin-

blick auf ähnliche Veröffentlichungen aus andern Städten — Lübeck, Hamburg, Frankfurt u. s. w. — zu einem lesbaren Gesamtbilde verarbeitet.

Kein städtisches Archiv, keine Stadtbibliothek, kein Geschichts- oder Altertumsverein sollte sich dieses wertvolle Werk, dessen Beschaffung so leicht gemacht ist, entgehen lassen.

Über die Zeit des Guido von Siena betitelt sich eine ursprünglich in den „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung“ erschienene Abhandlung von Professor Franz Wickhoff in Wien, einem jüngern Kunsthistoriker, der sich durch verschiedene Untersuchungen von bleibendem Werte einen sehr vortheilhaften Namen bei seinen Fachgenossen erworben, hier aber eine Arbeit geliefert hat, die Anspruch auf alle Beachtung auch in weitem Kreisen machen darf. Der angeführte Titel trifft eigentlich nur den Ausgangspunkt dieser Studie. Der Verfasser unterzieht nämlich zunächst die Gründe, durch die sich Gaetano Milanesi bestimmt gefunden hat, die Entstehungszeit der Madonna des genannten Meisters in San Domenico zu Siena für ein Werk vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu erklären (während die Inschrift darauf das Jahr 1221 nennt) und damit der Schule von Siena den Ruhm abzuspochen, vor Florenz die Bahn einer neuen Kunst in der Malerei beschritten zu haben. Die Beweisführung Milanesis ist ziemlich allgemein angenommen worden, wenn auch hie und da mit Vorbehalt. Burckhardt erwähnt, daß die Inschrift „als Fälschung betrachtet wird,“ Gell-Jels aber, von dem die meisten Reisenden in Italien sich unterrichten lassen, nennt die Madonna schlichtweg ein „kunstgeschichtlich verächtliches Bild.“ Den ersten Grund Milanesis, nämlich daß in den gleichzeitigen Dokumenten ein Maler Guido nicht zu entdecken gewesen ist (worauf auch Crowe und Cavalcaselle Wert legen) betrachtet Wickhoff mit Recht als wenig bedeutend, denn es wäre ja nur Zufall, wenn sich aus so früher Zeit ein Altentstück mit dem Namen des Malers erhalten hätte. Von dem zweiten Grunde, dem aus dem künstlerischen Werte des Werkes abgeleiteten, bemerkt er eben so zutreffend, daß dieser immer etwas Subjektives behalten werde. Entscheidend sei der dritte, der paläographische. Und hier nun beweist der Verfasser an der Hand einer getreuen Wiedergabe der angezweifelte Inschrift und durch die Vergleichung mit andern, unzweifelhaft echten, erstens, daß die Anwendung der gothischen Majuskeln keineswegs erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts in Italien gebräuchlich geworden ist, und daß auch die Annahme des Wegfalles von Zahlbuchstaben in der Jahreszahl auf schwachen Füßen steht.

Er begnügt sich aber nicht, dem Sienesen den ihm gebührenden Platz wieder zu erobern, sondern unterzieht die Nachrichten über denjenigen Künstler, dem die Kritik Milanesis zu gute gekommen ist, Cimabue, einer gründlichen Prüfung. Da ergibt sich denn, wie aus den oft zitierten Versen Dantes, die nur besagen, daß Cimabues Ruhm durch Giotto verdunkelt worden sei, nach und nach die Legende von Giotto's Schülerschaft u. s. w. erwachsen und von Vasari eine Biographie des erstern zustande gebracht worden ist, von dem nachweislich einzig und allein die Gestalt des Johannes in dem Mosaikgemälde des Doms zu Pisa bekannt ist. Wir können der mit ebenso viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit geführten Untersuchung, die sich zu einer Kritik der Methode Vasari überhaupt gestaltet, nicht im einzelnen folgen, sondern wollten nur auf die Abhandlung aufmerksam machen, die zu lesen noch genüßreicher sein würde, wenn sie nicht von einer unglaublichen Menge von Druckfehlern belastet wäre.

Von modernen Schwächen. Die Flugschriftensammlung „Gegen den Strom,“ die im vorigen Jahre an dieser Stelle angezeigt worden ist, hat letzten Winter einen Zuwachs von fünf Hefen erhalten: „Pikante Lektüre,“ „Moderne Wohltäter,“ „Raubbau,“ „Moderne Vornehmheit,“ „Beruf und Geschäft.“ Über das erste haben wir einige starke Bedenken: es handelt von jener Schmutzlitteratur, die, zum großen Teil in Deutschland erzeugt — wir erinnern an das Verlagsbureau in Altona —, ihren Absatz wohl meist in den Donaufürstentümern findet, sich aber hie und da auch bei uns in Kreise schleicht, wo sie viel Unheil stiften kann. Daß die Aufmerksamkeit der Behörden auf sie gelenkt wird, ist zwar recht gut, aber die Form, in der dies geschieht, dürfte eher Schlimmes als Gutes bewirken. Schon der Titel lockt ja Käufer an, die pikante, d. h. unzüchtige Lektüre suchen, und den billigen Preis von fünfzig Pfennigen kann selbst der Gymnasiast oder Lehrling erübrigen. Nun wird aber der Leser darin auf eine Litteratur verwiesen, von deren Dasein er in der Regel keine Ahnung hat, und von ihrem höchst unsittlichen Inhalt werden, wenn auch im Ton aufrichtigster Entrüstung, Andeutungen gemacht, die unreife junge Leute leicht lüstern machen können, sich weiter nach ihr umzusehen. Auch dazu bietet aber die Flugschrift selbst die Hand, denn sie giebt — gewiß in guter Absicht — die Adressen der deutschen Buchhändler an, die sich mit dem heimlichen Vertrieb dieser Litteratur befassen. Nein, über diesen Gegenstand sollte man nur in pädagogischen und juristischen Fachzeitschriften handeln, nicht in einer jedermann zugänglichen Sammlung von Flugschriften, am allerwenigsten unter einem so marktstreuerischen Titel.

Ganz einverstanden dagegen kann man mit dem Inhalt der übrigen Hefen sein, der durch die Überschriften zur Genüge angedeutet wird; am treffendsten erscheint uns „Raubbau,“ das gegen jene Streber gerichtet ist, die „ohne Bedenken frivol und gewissenlos Ideen entwerfen, um sich selbst einen vorübergehenden Wert zu verschaffen, die Empfindungen und Leidenschaften in geschäftsmäßiger Weise ausbeuten, die sich wahllos jeder Bewegung anschließen, welche ihnen geeignet erscheint, ihren Zwecken zu dienen, sie in die Höhe zu bringen, die jede erfreuliche, gesunde und lebenskräftige Regung durch ihren verdächtigen Übereifer entwürdigen und erdrücken. In den Händen dieser Menschen sind Patriotismus und Loyalität Handelsartikel geworden; die nationale Idee wird gewerbmäßig ausgeschrotet, um vielen ein ganz schmackhaftes Brot zu verschaffen, zu welchem sie ihre Unfähigkeit niemals hätte gelangen lassen.“ Zum Schluß möchten wir aber der „litterarisch-künstlerischen Gesellschaft,“ die diese Flugschriften herausgiebt, doch den freundschaftlichen Rat geben, ihre Sammlung nun zu schließen oder doch eine längere Pause darin eintreten zu lassen. Sie hat in drei Jahren 21 Schwächen und Sünden der modernen Gesellschaft entdeckt und gegeißelt. Das ist gerade genug, und es würde selbst sehr strengen Richtern einiges Kopfschütteln kosten, noch nennenswerte neue Schwächen ausfindig zu machen. Nichts aber muß bei einer solchen Unternehmung ängstlicher vermieden werden als der Schein, als wollte man damit ein Geschäft machen, als ginge man auf die Suche nach sozialen Gebrechen, bloß um ein Buch darüber schreiben zu können.

Zum papiernen Stil. Zu den Greueln des papiernen Stils gehört (neben dem garstigen Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird, indem man es fortwährend für er, sie, es — der, die, das — dieser, diese, dieses setzt, nur nie in seinem wirklichen Sinne, in welchem es dann durch der nämliche, der gleiche ersetzt wird) namentlich

auch die Unsitte, Prädikate, die aus einem Eigenschaftswort bestehen, in der flektierten statt in der unflektierten Form hinzuschreiben, also z. B.: der Erfolg mußte von vornherein ein zweifelhafter sein — die Stellung der neuen Direktion war eine außerordentlich schwierige — die Bezeichnung war keine ganz richtig gewählt u. s. w. Kein Mensch spricht so. Jedermann sagt: der Erfolg mußte von vornherein zweifelhaft sein — die Stellung der neuen Direktion war außerordentlich schwierig — die Bezeichnung war nicht ganz richtig gewählt u. s. w. Aber das klingt dem Zeitungsschreiber, dem Herrn Aktuar oder dem Herrn Referendar bei weitem nicht wichtig, gravitatisch, weitschweifig genug, er muß die Eigenschaftswörter flektieren, und der Universitätsprofessor, der Romanschriftsteller macht's ihm natürlich nach — oder, wie man jetzt so schön sagt, „naturgemäß“ nach.

Diese papierne Unsitte redigiert man jetzt selbst dem Kaiser in seine schlichten, frischen Ansprachen hinein. Nach den Zeitungsberichten soll er zu den abgeordneten Grubenarbeitern gesagt haben: „Merke ich, daß sich sozialdemokratische Tendenzen in die Bewegung mischen, so würde (werde?) ich mit unnachsichtlicher Strenge einschreiten und die volle Gewalt, die mir zusteht — und dieselbe ist eine große — zur Anwendung bringen.“ Man kann seinen Kopf darauf wetten, daß der Kaiser so nicht gesagt hat, daß er vielmehr einfach gesagt hat: „und die ist groß.“ Aber nein, dem Zeitungsschreiber oder wer die Ansprache nun redigiert hat, ist das viel zu simpel, er überseht sich in sein herrliches papierne Deutsch, und da heißt es: „und dieselbe (!) ist eine (!) große.“



Litteratur

Zwei Jahrzehnte deutscher Politik und die gegenwärtige Weltlage. Von Eduard von Hartmann. Leipzig, W. Friedrich, 1889

Eine unveränderte Sammlung aller politischen Aufsätze, die der Verfasser der „Philosophie des Unbewußten“ seit 1870 in Zeitschriften veröffentlicht hat, und die, wenn man von einigen unbedeutenden und mißratenen Stücken abieht und von solchen, die von spätern Ereignissen in irrtümliche Urteile und Prophezeiungen verwandelt wurden, den Beweis liefern, daß man spekulativer Philosoph und Metaphysiker sein und sich doch dabei eine verständige, scharf und weit blickende Auffassung der irdischen Dinge, insbesondre der politischen Fragen, und ein warmes Herz für die Geschicke des Vaterlandes bewahren kann. Der Verfasser zeigt sich fast allenthalben als ungewöhnlich gut zu Hause in dem, was bei Beurteilung der einzelnen Situationen in Betracht kommt; sonst aber gewinnt man bei der Lektüre seiner Aufsätze den Eindruck, daß er den Bahnen der drei Philosophen folgt, an deren Hand sich das preußische Wesen zu seiner weltgeschichtlichen Mission geläutert und vertieft hat, den Bahnen Kants, der das preußische Pflichtgefühl seiner bewußt werden ließ, Fichtes, der zuerst die Bestimmung Preußens in Deutschland und die Aufgabe Deutschlands für die Welt beredt verkündete, endlich Hegels, des Apostels

Grenzbotten II 1889

48